An Frau Gertrud

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

aus, wenn sie ihr nicht vertraue und das Geheimnis ganz offenbare. So las meine Schwester weiter: „Mein Herz ist hinter Dir her, wie hinter einem Paradiesvogel, und will Dich fangen und in ein rot gefüttertes Körblein mit Marzipan stecken, wo mit goldenen Buchstaben das Sprüchlein auf dem Deckel drauf steht:

„Gott behüt es allezeit,
Was ich lieb in Ewigkeit."

Ja, ich lieb Dich inniglich,
Und von Herzen bitt ich Dich,
Ach, bewahr Dich treu für mich!"

„Unterschrift!" krähte meine Schwester, da Emma ihr den Brief wiederum zu entwinden drohte. „Ungenannt, doch wohlbekannt, Karl Küchlin ... Ungenannt, doch wohlbekannt, ungenannt, doch wohlbekannt," lachte die Leserin ausgelassen, „ungenannt, doch wohlbekannt, Karl Küchlin, Karl ..."

„Schweig," drohte Emma, „wenn dich jemand hörte!" Scheu sah sie auf, und ich starrte ihr, ohne daß sie mich nahe ahnte, gerade in das glühende Gesicht.

„Ist der Brief nicht schön?" forschte Emma ein wenig verletzt. „Karl ist doch nicht viel älter als dein Bruder — aber schon ein Mann mit eigenem Geschäft, der eine Frau ernähren kann!"

„Und sieben Kinder!" lachte meine Schwester. „Und Karl heißt er schon — kurz Karl — ungenannt, doch wohlbekannt ... Man darf also Glück wünschen?"

„Man darf," bestätigte Emma kühl.

„Dann allerdings, dann ..." lenkte meine Schwester verlegen ein, und plötzlich fiel sie der Freundin um den Hals, und beide Mädchen weinten, eng umschlungen, als sollten sie geradenwegs zum Galgen geschleppt werden.

Ich hatte mein Urteil vernommen. Mein Brief hatte gesiegt, mein Gefühl. Ich wollte es hinausschreien: „Emma, ich habe dir geschrieben, ich, ich, und mir gebührt die Antwort, mir!" Aber ich hatte mein Urteil vernommen: „Nicht viel älter als dein Bruder und schon ein aufrechter Mann mit eigenem Geschäft ..." Ich schwieg und saß noch lange so und horchte und wußte nicht worauf.

Der Dämmer fiel, und aus den Schatten lächelte Lea, die Augen voll Tränen. Um meine Kerze gingen die Nachtfalter, indes ich auf das Böglein mit den Vergißmeinnicht steife gezirkelte Buchstaben setzte: „Süße Geliebte, mein Herz ist in Not; Du aber, Du schweigst und bist tot, tot, tot!"

Es ward eine lustige Verlobung gefeiert, und da Emma ihre Freundin bei dem Feste haben wollte, so ward auch ich mit der Schwester eingeladen. Und ich aß und trank mit dem gesegneten Vermögen eines wachsenden Bürschleins und tat noch ein übriges, und dann gebärdete ich mich plötzlich unternehmend und geheimnisvoll, ließ die Gesellschaft in der Laube lachen und war von ungefähr draußen auf der Landstraße im Mondenschein.

Der Buchs duftete herb, das Korn leuchtete silbern, und über das Grab Leas warf der Stein einen langen Schatten. Und ich suchte zu lesen: „Lea Lilienbronn, Lea ..." Und dann schluchzte ich auf, als müß ich mich selber zu dem toten Mädchen betten, wissen, daß ich gestorben sei, und doch das süße lockende Leben da draußen vernehmen.

(Fortsetzung folgt).

An Frau Gertrud.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Hesse, Bern.

Im einsamsten Gemach meines Schlosses, unter der Wölbung des schmalen Fensters, sitzest du oft, Freundlichste unter meinen Toten. Ueber alles Zusammensein und Händehalten hinaus dauert noch deine unbegreifliche, gütige Gegenwart, wie eines Sternes, der verschollen ist und dessen Strahlen doch lange Zeiten noch zu uns reichen.

Ich kann nicht mehr zählen, wie oft ich unter dem Himmel der Vita Nuova gewandelt bin. Ich kann nicht zählen, wie oft ich verzweifelte, ein anderes Bild deiner Erscheinung zu finden.

Keine Schönheit, wenn nicht die jenes süßesten Gedichtes, ist dir zu vergleichen. Mir ist oft, als wärest du die gewesen, die einst an dem entrückten Dante vorüberging, und wärest nur einmal noch über die Erde gewandelt im Schatten meiner sehn-

süchtigen Jugend. Daß ich dich mit leiblichen Augen gesehen habe, daß deine Hand in der meinen lag, daß dein leichter Schritt neben dem meinen über den Boden ging, ist das nicht eine Gnade der Ueberirdischen, ist das nicht eine segnende Hand auf meiner Stirn, ein Blick aus verklärten Augen, eine Pforte, die mir in das Reich der ewigen Schönheit geöffnet wird?

In Schlafträumen sehe ich oft deine leibliche Gestalt und sehe die feingliedrigen weißen Finger deiner adligen Hände auf die Tasten des Flügels gelegt. Oder ich sehe dich gegen Abend stehen, die Farbenwende des erblassenden Himmels betrachtend, mit den Augen, die von der wunderbaren Kenntnis des Schönen voll tiefen Glanzes waren. Diese Augen haben mir unzählige Künstlerträume geweckt und gerichtet. Sie sind vielleicht das Unschätzbarste, was meinem Leben gegeben wurde; denn sie sind Sterne der Schönheit und Wahrhaftigkeit, voll Güte und Strenge, unbetrüglich, richtend, bessernd und belohnend, Feinde und Rächer alles Unwerten, Unwesenhaften und Zufälligen. Sie geben Gesetze, sie prüfen, sie verurteilen, sie beglücken mit überschwenglichem Glück. Was ist Vorteil, was ist Gunst, was ist Ruhm und menschliches Lob ohne die Gewährung und das gnädige Leuchten dieser unbestechlichen Lichter!

Der Tag ist laut und grausam, für Kinder und Krieger gerecht, und alles Tagleben ist vom Ungenügen durchtränkt. Ist nicht jeder eindämmernde Abend eine Heimkehr, eine geöffnete Tür, ein Hörbarwerden alles Ewigen? Du, Wunderbare, hast mich gelehrt, heimzukehren und mein Ohr den Stimmen der Ewigkeit zu öffnen. Du sagtest, als schon das letzte Tor bereit war, vor dir die Flügel aufzutun, zu mir die Worte: „Laß dir die Abende heilig sein und dränge ihr Schweigen nicht aus deiner Wohnung! Auch vergiß die Sterne nicht, denn sie sind die obersten Sinnbilder der Ewigkeit!“

* * *

In der Stunde, da wir unsere Freundschaft beschlossen, trat noch einer zu uns, unsichtbar und unbegreiflich, ein Geist und Schutzgott. Mir ist, er habe unsichtbare Gebärden eines Segnenden über mir gemacht, und jene Worte geredet: Apparuit iam beatitudo vestra. Dieser ist seitdem bei mir geblieben und hat sich vielfältig oft an mir erwiesen, als ein Arm des Trostes, als ein Rätseldeuter, als Dritter eines Glückes. Oft war meine Hand zu Uebereilungen hingeboten, und er drängte sie zurück; oft war ich einer Schönheit vorübergegangen, und er nötigte mich, still zu stehen und zurückzublicken; oft wollte ich ein grünes Glück vom Ast brechen, und er riet mir: „Warte noch!“

Was versöhnlich und liebenswürdig ist, was holde Stimmen hat und tröstliche Bedeutungen, was selten, edel und von abgesonderter Schönheit ist, hat seitdem eine sichtbare Seite für mich und irgend einen Weg zu meinen Sinnen. Die Ströme in der Nacht reden mir deutlicher, die Sterne können nicht mehr ohne mein Mitwissen auf- und niedersteigen.

* * *

Dieser mein Tröster und unsichtbarer Dritter kam auch an einem Tage zu mir, da mein Herz den Takt verloren hatte und mein Auge zu erblinden schien. Er glättete meine Stirn, er lehnte zuweilen an mich und sagte mir etwas ins Ohr, er ging vorüber und drückte mir die Hand. Du aber lagest in lauter Teerosen gebettet, voller Frieden, voller Verklärung, freundlich, aber ohne Lächeln. Du lagst und rührtest keine Hand, lagst und warst kalt und weiß.

Diese Stunde erschien mir als eine unergründlich schwarze Nacht. Ich stand in dichter Finsternis und wußte nicht, wo ich war, ohne Nähe und Ferne, wie von erloschenen Lichtern umgeben. Ich stand unbewegt und fühlte auf allen Seiten Abgründe neben mir offen, spürte nur meine ineinandergelegten Hände, hart und kalt, und glaubte an keinen Morgen mehr. Da stand der Tröster neben mir, umschlang mich mit festen Armen und bog mein Haupt zurück. Da sah ich im Zenit eines unsichtbaren Himmels inmitten der vollkommenen Finsternis einzig einen hellen, milden, strahlenlosen Stern von seliger Schönheit stehen. Als ich diesen sah, mußte ich eines Abends gedenken, an dem ich

mit dir im Walde ging. Ich hatte meinen Arm um dich gelegt und plötzlich zog ich dich ganz an mich her und bedeckte dein ganzes Gesicht mit schnellen, durstigen Küssen. Da erschrakst du, drängtest mich ab und sahest wie verwandelt aus. Und sagtest: „Laß, Lieber! Ich bin dir nicht zu Umarmungen gegeben. Der Tag ist nicht fern, an dem du mich mit Händen und Lippen nicht mehr erreichen wirst. Aber dann kommt die Zeit, daß ich dir näher sein werde als heute und jemals.“ Die Nähe überfiel mich plötzlich mit unendlicher Süßigkeit, wie ein völliges Aug in Auge, wie ein Kuß ohne Ende. Was ist alle Liebkosung gegen dieses namenlose Vereinigtsein!

Auf Wanderungen durch die Orte, an denen wir beisammen waren, kam diese Wonne später noch manchmal über mich, schon lange Zeit nach deinem Tode. Einmal, als ich im Schwarzwald bergan durch einen dunkeln Forst wanderte, sah ich deine helle Gestalt von der Höhe her mir entgegengehen. Du kamst mit deinem alten Händewinken den Berg herab, begegnetest mir und warst verschwunden, während zugleich deine Gegenwart mein Inneres süß und tief erfüllte.

Am häufigsten aber trittst du an den Himmel meiner Träume wie am Tag meiner größten Finsternis, als der milde Stern der Gnade, voll seliger Schönheit.

An einem Abende, als Musik und lautes Gespräch dich bis in die letzten Gartenwege verfolgte, fand ich dich dort auf- und niedergehend, gab dir meinen Arm und begleitete dich. Da sagtest du: „Wenn ich nicht mehr hier sein werde und wenn du selber einmal leiser geworden bist, wird vielleicht dieser vergehende Abend und mancher, der schon vergangen ist, dir gegenwärtiger und wirklicher sein als deine eigene Hand. Dann wirst du mitternachts irgendwo in deinem Zimmer wach sein, vielleicht weit von hier. Vor deinen Fenstern aber wird die nahe Welt zurückweichen, und du wirst glauben, diesen Weg und uns beide darauf wandelnd zu sehen.“

Heute nun liegt dieser Abend vor mir, in die entfernte Musik mischen sich wieder unsere leisen Stimmen, daß ich nicht weiß, ob jener Abend oder der heutige wirklich und vom irdischen Monde erleuchtet ist.

Alti Liebi.

Nachdruck verboten.

Erzählung in Aargauer Mundart von Fanny Oschwald-Ringier, Basel.

„Chind, Chind, um d'r tusig Gotts-wille gib achtig: es chunt es Fuerwerch im helle Galopp um de Rank ume!“

De Warnigsruef, wo es brings Frauewäse vom Waldrand her mit luter Stimm de Hübel ab gschickt het, ist z'spot cho! Wie 's Bysewetter schüüßt es Gfergg de Rain ab: es ertrunnes Roß, es Bernerwägeli hindedry, wo schier wott überschloh, und voruff es Mannevolch, wo fluechet und wetteret und mit den Arme noch em Leitseil haschet. Das ist syne Hände etwütscht gsi und schlenggeret em Roß a de Hinderbeine umenand.

D'Frau bim Wald obe suecht mit angstvollen Auge ihres Buebli. Es ist ere vorhinig dervopfitzt. Brombeeriblätter, vom Gstrüch änefür em Landströßli, het's ere welle go reiche, für ihri fünf volle Aepperichrättli z'decke. Sie luegt und suecht und g'wahret — hälf mer Gott — dert unde am Stroßebord es möntschlichs Gstältli de lange Weg usg'streckt.

Die zitterige Bei wend d'Frau schier nid träge, wo die i große Gümppe derdurab rönnt. Sie git nid achtig uf ihri volle Chrättli am Arm und nid ufs G'wächs, wo sie z'schande trampet. Zmitzt durs Chorn dure nimmt sie de Wäg. Und jetzt chneulet sie scho im Stroßestaub nebe dem sinneloſe Chind, wo kei Mux tuet.

„Fritzli, Chind,“ schreit sie lut use, „ach myn Gott, het's di geh? Bist unders Roß cho oder unders Rad? O red au, red, wo hesch di g'wirset? Wo tuet's der weh, Schatzeli?“ Sie rüehrt ihri Aepperichrättli achtlos uf d'Syte und zieht 's Chind uf ihri Chneu. Das lyt do, chrydewyß, als wie-nes Lychli; d'Auge het's zue, und keis Tönli chunt über syni blaue Lippe.

D'Frau zitteret wie-nes Aeschpelaub. I Todesängste tastet sie am Chind ume; sie huchet's a, sie streichlet's und schüttlet's und jommeret zum Herzbreche. Aber undereinist macht sie d'Fuust und schickt e böse, verzwyflete Blick 's Strößli ab. Jo,